

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

23.12.1923 (No. 51)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 51  23. Dez. 1923



Aus: „Der Getiswieg“. Gedruckt bei Günther Falmer in Augsburg 1478.

Es ist ein roß entsprungen
aus einer wurzel zart
Als uns die alten sungen
aus Jesse kam die art,
Und hat ein blümlein bracht
mitten im kalten winter,
wol zur halben nacht.

Das röslein das ich meine,
davon Isaias sagt,
Ist Maria die reine,
die uns das blümlein bracht;
Aus gottes ewgem rat
hat sie ein kind geboren,
bleibend eine reine magd.

Wir bitten dich von herzen,
du edle Königin,
Durch deines sones schmerzen;
wann wir faren dahin
Aus diesem jamertal,
du wollest uns beleiten
bis an der engel fall!

So singn wir alle Amen,
das heißt: nun werd es war,
Das wir begern allsamen.
o Jesu, hilf uns dar
In deines vaters reich!
drin wollen wir dich loben,
o gott, uns das verleih!

Aus dem Speierischen Gesangbuch, Köln 1600.

Otto Homburger / Eine römische Niederlassung auf Karlsruher Boden.

(Zu der vorübergehenden Ausstellung im Bad Landesmuseum)

Nicht mit Unrecht beklagen sich die Freunde der Altertums- und Heimatgeschichte, daß unsere junge Stadt ihren Reigungen und Interessen nur geringe Ausbeute biete; auch die ihr angeschlossensten, wesentlich älteren Nachbarorte haben — von der Gonesau abgesehen — nichts Bedeutsames zu erzählen. Reicher und fesselnder gestaltet sich das Bild, wenn wir zurückgehen, über das Mittelalter hinaus, und fragen, was uns der Boden, auf dem wir leben, aus vorchristlicher Zeit berichtet, von damaligen Bewohnern, ihrer Kultur, ihren Wanderungen. Der erfolgreichen Tätigkeit des zu früh verstorbenen, mit letztem Spürsinn begabten Ingenieurs A. Bonnet, die sich über den kurzen Zeitraum der Jahre 1896 bis 1900 erstreckt, ist es zu verdanken, wenn in Karlsruher Umgebung eine große Anzahl von Fundstellen aus allen Perioden der Vor- und Frühgeschichte bekannt wurden und mancherlei archäologisches Material geborgen werden konnte. Darauf folgten 1911 die von Professor Rott geleiteten Ausgrabungen am Rand des Hochufers westlich von Knielingen. Skelettgräber des La Tène, mit Bronze Schmuck reich ausgestattet, lagen neben römischen Brandgräbern, deren Beigaben vermuten ließen, daß schon am Anfang der Regierung Vespasians hier ein Kastell errichtet wurde, etwa in der Lage des heutigen Dorfes. Offenbar hat man, ähnlich wie an anderen Stellen der Rheinlinie, die Befestigungen über den Fluß vorgeschoben, kurz bevor oder während der bekannte Vormarsch des Cornelius Clemenis, von Straßburg ausgehend, über Offenburg und durch das Kinzigtal nach Rottweil zur Ausführung kam (74 n. Chr.). Länger als bis zur Wende des 1. Jahrhunderts hat das Fort nicht bestanden, durch die Anlage des inneren Rimes ist die Befestigungslinie überflüssig geworden.

Die bei Knielingen gefundenen Funde, die für die Epoche der flavischen Kaiser (69–98 n. Chr.) den Formenreichtum der Keramik gut veranschaulichen, werden für die sich anschließende Zeit aufs Glückseligste ergänzt durch den Inhalt eines benachbarten, erheblich größeren Graberfeldes, das vor einem Jahr entdeckt worden ist und in den folgenden Monaten freigelegt wurde.¹⁾ Das Landesmuseum besitzt unter seinen Fundakten einen Brief des obengenannten Bonnet vom 29. Mai 1897, in dem die er von römischen Funden bei Grünwinkel berichtet. Auf der Suche nach der Römerstraße gelangte er, von Daxlanden her dem südlichen Ufer der Alb folgend, an die Stelle, wo der Fluß aus nord-südlicher Richtung scharf nach Westen umbiegt, gegenüber dem Vorprung, auf dem sich die aus Grünwinkel hierher verlegte Kapelle erhebt. „Stehen bleibend dachte ich, hier wäre ein Platz für eine römische Ansiedlung. Kaum gedacht, hatte ich sie auch schon entdeckt, Leistenziegel, Heilstacheln, Terra-Sigillata, Amphorenhälften verrieten ihr ehemaliges Dasein. Mauerreste konnte ich mit dem Grab stellen usw., — die Fundbezeichnung Sargäder legt die Vermutung nahe, daß dort Sarkophag gefunden wurden.“ Bald darauf (1899) wurden nochmals ähnliche Gegenstände festgestellt, und vor zwei Jahren fand man einige Meter weiter östlich einen römischen Tontrug. Daß die hier angeknüpfte Siedlung sich auch auf das gegenüberliegende nördliche Ufer ausgedehnt hat, haben die vorjährigen Ausgrabungen erwiesen.

Zunächst stießen städtische Arbeiter beim Ausschleppen eines Grabens für die Kanalisation im Industriegebiet, nahe bei dem Ende der Landstraße Mühlburg-Daxlanden auf eine Anzahl von Gräbern²⁾; weitere Nachforschungen ergaben, daß es sich um einen römischen Urnenfriedhof handelt, den man hier, auf dem höchstgelegenen Punkt der Gegend, angelegt hatte. Eine Anzahl von Krüglein, Urnen und Bechern aus Ton, in selteneren Fällen auch Flaschen aus Glas, bildeten den immer wiederkehrenden Inhalt eines solchen Grabes. Ueber ein Dutzend von Gefäßen kamen unverstört zum Vorschein; die meisten dagegen, zerdrückt durch die Last der Erdmasse, oder durch den Pflug späterer Generationen zerstört, mußten in der Konservierungsanstalt des Museums aus zahllosen Scherben zusammengesetzt werden und ergaben mitunter unerwartete Formen und Bilder. Ganz zerfallen waren die hölzernen Kisten, die einst die Aschenurnen aufgenommen hatten; nur die eiserne Beschlägstücke, Scharniere und Nägel war von ihnen übrig geblieben, und hellere Spuren im Sand verrieten, wo sie gestanden. Auch ein kastenartiges Grab aus Ziegelsplatten wurde aufgedeckt, leider zu nahe unter der Kulturfläche, und deshalb schon der Deckplatte und seines Inhalts beraubt; nur noch ein Tonlämpchen und Klümpchen verbrannten Glases bildeten spärliche Ueberbleibsel. Mitunter hat man den Verstor-

¹⁾ An dieser Stelle sei hinwiesen auf die vorbildliche Unterstützung die dem Landesmuseum durch die Stadtverwaltung während der Dauer der Ausgrabung zuteil geworden ist; insbesondere ist es zu danken verpflichtet Oberbürgermeister Dr. Winter für die Stellung von Stadt- und Arbeitskräften, Stadtbauinspektor Altmann-Mess und den Beamten des Stadt-Verbauamts für das andauernde Interesse, durch das rechtzweckmässige Eingreifen u. ungestörtes Weiterverfolgen der Aufgabe ermöglicht wurde.

²⁾ Siehe die Notiz im Karlsruher Tagblatt vom 17. Dezember 22.

benen eine eiserne Schere oder ein Messer mitgegeben, auch eine schöne scheibensförmige Gewandnadel, geschmückt mit weißen und blauen Schmelzeinlagen, ist gefunden worden, und eine Anzahl von Kupfermünzen, von denen einige deutlich das Porträt des regierenden Kaisers erkennen lassen, während andere durch jahrzehntelangen Gebrauch abgenutzt sind. Noch fehlen völlig die Gräber mit Skelettbestattungen, eines Ritus, der erst im 3. Jahrhundert nach Christus eingeführt wurde und im pfälzischen Rheinzabern ausgezeichnete Beispiele hinterlassen hat.

Auf der Suche nach der Siedlung, zu der diese Gräber mit ihrem interessanten, wenn auch nicht eben reichen Inhalt gehört haben, suchte man weiter südlich, nahe der Alb, auf einen etwa einen Meter langen Ziegelstein; die Teile des Kofes, durch dessen röhrenförmige Öffnungen die Hitze aus dem darunter gelegenen Heizraum ausstrahlte, waren aus weichgebranntem Lehm und zeigten noch die streifenartigen Abdrücke der darauf hergestellten Ziegel. Die kuppelartige, leider zerstörte Wölbung bestand aus einer grauen, zementartigen Masse, große Steine rahmten den sog. Schürhals ein. Nicht weit davon konnten dann die ersten Stützen festgestellt werden; die Wände waren aus lehmiger Masse errichtet, wovon große Mengen neben Mörtelbrocken gefunden wurden. Reste vom Wandbewurf zeigten die Abdrücke der Weidenrutenverkleidung, an den Mischen Spuren und einzelnen großen durchglühten Steinen waren die Herdstellen kenntlich. Ganze Haufen von zerbrochenem Geschirr bildeten eine willkommene Ergänzung der den Gräbern beigegebenen Keramik. Die östliche Ausdehnung der Siedlung, nach der etwas höher gelegenen Kapelle hin, wird erst später ermittelt werden können, wenn einmal auch dort Straßen angelegt und Häuser errichtet werden. Vorläufig stellen auf den Feldern aufgehobene Sigillata-Scherben und Austerknabalen weitere Ergebnisse in Aussicht.

Betrachten wir nun die Masse der gefundenen Gegenstände, so fällt zunächst nach Zahl wie Bedeutung das reiche Material an Ton-Scherben, insbesondere an Sigillata, auf. Wir schätzen diese rotglänzenden Bruchstücke in einer aus dem hellenitischen Kunstgewerbe hergeleiteten Technik einmal ihres künstlerischen Wertes willen, weil sie uns einen reichen Vorrat an Gestalten und Ornamentformen — wenn auch zuleist in entarteter Sprache — überliefert haben, und weiter als Illustrationen zum Kulturleben jener Tage, denn sie erzählen uns von all dem, was den einfachen Mann, vor allem den Soldaten, dem jene Krüge und Schüsseln als Geschirr dienten, interessiert hat. Daneben aber sind sie ein unerschöpfbares Quellenmaterial für den Historiker: „Ist doch jede römische Scherbe, die außerhalb Italiens gefunden wird, ganz unmittelbar eine Urkunde zur Kultur- und Handelsgeschichte,“ so beginnt Dragendorff seine grundlegende Arbeit über „Terra-Sigillata“, und dann fährt er fort: „Von welcher Bedeutung für die Datierung von Ruinen und Grabfunden, in denen Scherben selten fehlen, eine bis ins einzelne festgelegte Vasenchronologie sein würde, bedarf keiner Ausführung.“³⁾ Ein derartiges Gerüst haben er, und die auf ihm weitergebauten, insbesondere Dechelette, Anort, Barthel geschaffen, und es bleibt uns nur übrig, unsere Stücke in die wohl abgegrenzten Fächer zu verteilen, um daraus Schlüsse zu ziehen auf Beginn und Dauer unserer Siedlung. An den Anfang der Reihe sind die wenigen süd-gallische Sigillata-Scherben zu setzen, die sich durch leuchtend rote Farben und metallisch scharfe Modellierung auszeichnen und den Spätstil von La Graufesenque (Provence) — vom Ausgang des 1. Jahrhunderts n. Chr. — vertreten. Um die nämliche Zeit wurden diese Töpfereien überflügelt von dem in Mittelgallien, am Allier gelegenen Lezoux; von hier aus wurden zahlreiche Erzeugnisse zwischen 75 und 150 n. Chr. nach Germanien, auch noch an den inneren Rimes, geliefert. Die in unserer Siedlung vertretenen, zum Teil noch guterhaltenen leberfarbenen Bruchstücke gehören dem Ende der 2. und dem Anfang der 3. Periode der Töpferei an, wir dürfen sie in die ersten Jahrzehnte des 2. Jahrhunderts setzen. Zugleich begegnen, wesentlich zahlreicher, die Produkte des nahegelegenen, etwa um 90 n. Chr. in Wettbewerb tretenden Heiligenberg (westlich Straßburg). Der um die gleiche Zeit beginnende F-Meißler ist mit einigen, der nach süd-gallischer Art dünnwandig und feinmodellierten, Stücke vertreten, vor allem aber finden wir mehr oder weniger gut erhaltene Bilderschüsseln von Janus und Regulus, die beide kurz nach 100 n. Chr. in Heiligenberg auftraten, dann aber, etwa zwei Jahrzehnte später, in das stark aufblühende Rheinzabern überfiedeln und dort bis gegen die Jahrhundertmitte tätig sind. Auch von dem nicht minder bekannten Keramiker Cerialis besitzen wir ein bezeichnetes Stück aus seiner späteren (Rheinzaberner) Werkstattperiode und ungefähr der gleichen Zeit gehört die Schüssel des Cobertus an, eines wahrscheinlich aus Lezoux

³⁾ Bonner Jahrbücher 96, 1895 S. 18 ff.

nach Rheinzabern übergestedelten Formschneiders. Zahlreiche Bruchstücke aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts, die die Rheinzaberner Manufaktur künstlerisch und technisch im Abstieg zeigen, vervollständigen die Reihe. Diesen Bilderschiffel-Fragmenten schließen sich die Bruchstücke von unverzierten Bechern, Tassen, Tellern und Schalen an, die sämtlich im Grund mit dem Namen der Töpferfirma gekennzeichnet sind, und sich ebenfalls zeitlich und örtlich festlegen lassen. Im ganzen sind 20 verschiedene Marken vertreten, andere Stücke lassen sich auf Grund stilistischer Analogien einem bestimmten Meister zuweisen.

Am Ende ist die Frage aufzuwerfen, was für ein Zusammenhang besteht zwischen dieser Siedlung und der Römerstraße Heidelberg—Nastatt—Basel, deren geradliniger Verlauf in den Wäldern nördlich Mühlburg mit Sicherheit, südlich der Fundstelle bis Nastatt in den Hauptzügen festgelegt worden ist. Verbinden wir die beiden oben erwähnten Strecken, so führt diese in gleicher Richtung verlaufende Linie durch die Hardtstraße, die einstige Hauptstraße des alten Mühlburg, an dessen Wasserriß vorbeizugehen wir hinzu, daß der um Straßenführung einst sehr verdiente Oberingenieur Otto Ammon in seinen im Lan-

desmuseum handschriftlich erhaltenen Berichten von 1884 wiederholt versichert, die Römerstraße könne nur gegenüber der heutigen Kapelle, d. h. an den von Bonnet später entdeckten Fundstelle, die NB überschritten haben, daß er glaubt, Kiesspuren zwischen dem Ende der Hardtstraße und dem mutmaßlichen Uebergang gefunden zu haben, dann wird es beinahe zur Gewißheit, daß sie einstens am Gang der vom Friedhof betrunten Erhöhung vorbeigeführt hat. Denselben hat die Jahrhunderte währende Arbeit des Pflügers und die allmählich herabgepülte Erde die Spur ebenso verwischt, wie sie auf vielen der tiefergelegenen Gräber die schützende Schicht beinahe hinweggehoben hat. Also bald nach Anlage der um 70—80 n. Chr. ausgeführten Römerstraße muß unsere Siedlung entstanden sein, vielleicht als eine Art Brückenkopf; das ganze 2. Jahrhundert hindurch war sie bewohnt, erst im Laufe des 3. Jahrhunderts verstummen die Zeugnisse. Ein im Museum aufbewahrter Stein, der früher schon alshabwärts, im „Faulbruch“, gefunden wurde und von einem Publius Veratius Florus dem Jupiter zu Ehren errichtet worden ist, mag mit ihr im Zusammenhang stehen. *)

*) Ernst Wagner, Fundstätten und Funde in Baden II, 1911, S. 75.

Hans v. Bezold / Das Lebensbild einer Menschenfreundin.

Die Gärtner und Blumenhändler unserer Vaterstadt Basel hatten am 25. November d. J. ihren großen Tag. Berge von Rivierablumen wanderten in zahlreichen Körben von teilweise beträchtlichem Umfang in das Haus am Oberen Rheinweg, wo Frau Katharina Ehrler-Wittich unter großer Beteiligung von Behörden, Vereinen, Verwandten und Freunden ihren siebzehnten Geburtstag feierte. Berge von Briefen und Telegramme gingen denselben Weg. Lange schon hatten sich die Gärtner auf diesen Tag gefreut. Bereits vor vielen Jahren hatte ein Vertreter dieses Berufes, der gewohnt ist, Freud und Leid im menschlichen Leben mit gutbezahlten Blumenpenden zu begleiten, bei Frau Ehrler um eine Rücksprache unter vier Augen gebeten. Diese hatte zuerst ihre Tochter fortgeschickt, bevor sie den Mann nach seinem Begehren fragte. Und der Gemütsmensch antwortete und sprach: „Frau Ehrler, ich wollte es aus Zartgefühl nicht in Gegenwart Ihrer Tochter sagen. Aber wenn Sie sterben, lassen Sie nicht auf die Todesanzeige sehen, Blumenpenden verbieten“. Ich möchte noch einmal in meinem Leben ein gutes Geschäft machen.“ Und lachend hat es Frau Ehrler ihm versprochen.

Die Jubilarin ist ein Kind des badischen Markgräflichen Landes, ihre Wiege stand in Kirchen bei Efringen, wo ihre Eltern die Wirtschaft zum Bahnhof hatten. Im Jahrhundert der Reformation war ein evangelischer Pfarrer Wittich aus Sachsen nach Kirchen gekommen, wo seine Nachkommen noch heute leben. Burte schildert in seinem Roman „Witticher“ einen alten Bauern Wittich, der seinen Hof isolierte und schwer unter den wirtschaftlichen Folgen dieses Schrittes zu leiden hatte.

Der Unterrichts, den die kleine Katharina Wittich in der Volksschule in Kirchen genoss, war sehr mangelhaft. Hatte der Lehrer Wäsche oder hatte er Holz zu schichten oder zu baden, so viel die Schule stets aus. Dreißig Kinder hatten in einem Zimmer Unterricht, drei Klassen zu gleicher Zeit. Die eine Klasse las, die zweite schrieb, die dritte rechnete. Oft gab es Strafen, da Mädchen ein unruhiges Kind war, wenn auch eine der besten Schülerinnen. Die Züchtung der Widerwilligen wurde vom Lehrer mit Schlägen und mit Nachsitzen erstrebt. Beim Nachsitzen mußte das Kind zwei Stunden von 1561 drei abziehen und vom Rest stets wieder drei. Dieser geistreichen Beschäftigung entzog sich die Kleine durch einen gewagten Sprung aus dem Fenster. Dafür wurde sie in die Backstube gesperrt. Hier hat sie einmal ein Brot ausgehöhlt und mit Asche gefüllt. Mit zwölf Jahren nahmen die Eltern sie aus der Schule und nun kam sie in die harte Zucht des Elternhauses. Schläge gab es viel, oft wurden alle Kinder geprügelt, weil das eine etwas angestellt hatte. Manchmal wurde Mädchen für zwei Stunden unter einen Kübel gesperrt, einmal mußte es ebensolange auf einem dreifantigen Holz an der Straße öffentlich knien, weil es Birnen genommen und die Tat geleugnet hatte. Bücher zu lesen war den Kindern nicht erlaubt, die Mutter sagte, sie werde das Buch selbst lesen und es ihnen erzählen. Als das Kind größer wurde, durfte es den Dorfarzt auf seinen Krankenbesuchen zu Pferde begleiten und es schrieb nach seinem Diktat die Rezepte. Es mußte das Pferd des Arztes und das seinige selbst füttern, was ihm besser gelang als das Aufzäumen. Als Halbwüchsige kaufte sie im Auitrore einer Gewehrfabrik Kuschbäume an.

Als dreizehnjährige kam sie „aus Pensionat“, sie sollte Französisch lernen. In die Wirtschaft in Efringen brachte ein Gast einen französisch sprechenden Bauer aus einem Schweizer Juradorfe mit. Die Kleine fragte ihre Mutter, ob

sie mit ihm ziehen dürfe, um Französisch zu lernen. Da die Mutter nichts dagegen hatte, fuhr sie wie sie ging und stand, mit dem Mann nach Basel und von dort in das Juradorf. Hier hatte sie schwere Feldarbeit zu leisten, aber sie tat es gern und lernte dort in einigen Jahren sehr gut Französisch. Dann kehrte sie ins Elternhaus zurück.

Als sie achtzehn Jahre alt war, verheirateten sie ihre Eltern mit einem Baseler Schlächtermeister. Da sie ihn kaum kannte, war sie damit wenig einverstanden. Aber die Eltern lehnten sich nicht an ihren Widerspruch. Die Ehe war durchaus glücklich, in dem Großbetrieb hatte die junge Frau unendlich viel zu arbeiten, war doch das Personal allein zwanzig Köpfe stark. Strenge Zucht hielt sie unter ihren zwölf Metzgerburischen, die alle im Hause wohnen mußten. Um zehn Uhr abends mußten diese zu Hause sein, Sonntags um elf. Kam einer später, so öffnete sie stets selbst. Einmal ließ sie die Verpätung hingehen, das zweite Mal aber schlug sie im dunkeln Treppenhaus kräftig mit der Rutte auf den Ankömmling ein. Der kam dann kein drittes Mal zu spät. Diese strenge Erziehung haben ihr Viele später gedankt. Fünf Kinder schenkte sie ihrem Mann, ebenso viele nahm sie als Pflegekinder an. Der Ehemann wußte, was er an der Frau hatte und ließ ihr völlig freie Hand. Mit besonderem Genuß machte sie den Karneval mit. Und kam sie am Fastnachts-Dienstag noch so spät nach Hause, so stand sie am Aschermittwoch doch wieder um 4 Uhr bei der Arbeit. Ebenso große Freude machten ihr die Fahrten mit ihrem Apfelschimmel, den sie in silberbeschlagenem Geschirr selbst über Land kutschte. Als der Tod diese Ehe trennte, übernahm die Witwe den großen Betrieb allein und leitete ihn jahrelang in unermüdlicher Arbeit bei Tag und bei Nacht.

Dann fand sie in der Ehe mit einem Architekten ein zweites Glück. Mit dieser Heirat kam sie in eine ganz andere geistige Welt. An Stelle der schweren körperlichen Arbeit und der geschäftlichen Mühen fand sie eine mehr künstlerische Tätigkeit im Geschäftszimmer des vielbeschäftigten Baumeisters. Von ihm stammten zwei Kinder, eine Tochter, die früh starb, und ein Sohn, der in Karlsruhe sich zum Ingenieur ausbildete. An der Seite ihres Mannes machte die junge Frau zahlreiche Reisen. Am liebsten waren ihr die Ausflüge ins Elsaß, wo das Ehepaar eine größere Jagd gepachtet hatte. Aber der Tod trennte auch diese Ehe. Und wiederum übernahm die Witwe das Geschäft ihres verstorbenen Mannes, leitete Hunderte von Bauarbeitern und baute Häuser und Hotels. Selbstständig und ohne irgend jemand zu fragen fuhr sie eines Tages nach Karlsruhe zum Eisenbahnminister Eisenlohr und verkaufte ein großes Gelände an den badischen Staat, der es zu Eisenbahnbauten verwendete. Dieser Verkauf machte sie unabhängig von den Sorgen des Alltags. Sie gab die anstrengende Arbeit auf und heiratete eine Jugendliebe, einen Beamten, der von Hamburg zu ihr nach Basel übersiedelte. Aber auch diese Ehe trennte nach zehn Jahren der Tod. Seitdem trägt Frau Ehrler Trauer.

Dies ist in kurzen Strichen der äußere Lebensgang der Frau, die als Abgesandte der Baseler Frauenvereine nach Karlsruhe kam, um hier die Mittelstandsfläche einzurichten. Wer sie hier mit unserem Oberbürgermeister die in Betracht gezogenen Lokale besichtigte sah, wer sie bei den anstrengenden Sitzungen im Rathause beobachtete oder ihr hier im Städtischen Krankenhaus begegnete, glaubte wohl nicht, daß diese lebhaft und rüstige Frau schon das Alter des Propheten erreicht hat. Und doch hat sie nach ihrem Geburtstagsessen am 25. November nachts noch stundenlang im Kreise der

Kinder, Enkel und Urgroßkinder Walzer getanzt. Und wie lebhaft weiß sie aus ihrem reichen Leben zu erzählen, vor sich ein Glas köstlichen Weines und eine brennende Zigarre, sei es nun in ihrem Heim am Rheinstrom in Basel, sei es auf ihrem Besitztum am Bierwaldstätter See oder vom Schlosse ihrer Kinder ins Land blickend, wenn die Schneegipfel der Alpen vor ihr liegen vom Säntis bis zum Mont Blanc. Nicht die Schule, sondern das Leben hat diese Frau gebildet. Es ist erstaunlich, welche Kenntnisse sich diese kirchener Volksschülerin im Laufe eines langen arbeitsreichen Lebens angeeignet hat. Aber was ihrem Wesen das Gepräge gibt, ist die abgeklärte Lebensweisheit, das mitleidvolle Versehen, die warme Hilfsbereitschaft, die große Lebenskraft und Lebensfreude, der sonnige Humor. Ihr Wahlspruch ist: Du sollst ein Segen sein. Sie beschränkte sich nicht auf die bequeme Art, Geld zu geben, wo sie Not sieht, sondern sie greift zu, sie arbeitet selbst mit. Während des Krieges entfaltete sie eine große Hilfsbereitschaft. Sie ist im Herzen stets eine gute Reichsdeutsche geblieben und hat in ihrer Umoebung nie ein Wort gegen die „Düsschen“ gekostet. Ihr Heim am Bierwaldstättersee war den Internierten stets offen, für alle sorgte sie, allen half sie, die sich an sie wandten. Sie ließ Schauspieler aus Basel kommen, um ihnen einen Kunstgenuss zu verschaffen, sie veranstaltete Feste, unzählige Liebesgaben gingen aus ihrem Hause nach Deutschland. (Belhagen und Klafins Monatshefte haben diese Tätigkeit der „Mutter der Internierten“ geschildert.)

Als sie die Not der aus dem Elsaß ausgewiesenen Italiener sah, griff sie ebenso energisch ein. Und als später sieben westfälische Studenten musizierend in ihrem Garten erschienen, da hat sie sie tagelang bei sich aufgenommen und beköstigt. Sie hat der Stadt Basel Grund und Boden für ein Erholungsheim in den Bergen geschenkt und die Stadt Lörrach wußte,

warum sie sie zur Ehrenbürgerin machte. Einst kam ein ihr unbekannter Mechaniker zu ihr und klagte, daß er trotz größter Mühe seine Einnahmen und Ausgaben nicht in Einklang bringen könne. Frau Ehrler ließ ihn zunächst vom ersten Baseler Arzt behandeln, dann übernahm sie bei ihm die Wirtschaft, weil er vermutete, daß seine Frau nicht zu wirtschaften verstehe. Nach dem ersten Monat stellte sie fest, daß nach ihrer Methode hundert Franken Defizit entstanden waren. Sie konnte daher dem Manne sagen, daß seine Frau besser zu wirtschaften verstehe, als sie selbst und wies dem in der Gesundheit neu gekräftigten Mann eine lohnendere Beschäftigung zu. Als über eine Volksküche Klagen laut wurden, übergab ihr die Stadt Basel die Leitung, bis sie die Mängel abgestellt und eine neue Leiterin eingearbeitet hatte. Sogar ein Hotel hat sie aus ähnlichem Grunde eine Zeitlang selbst geführt, ein anderes Mal eine Herberge.

So ist es kein Wunder, daß in Basel ihr Name mit einer ganzen Reihe von Wohlfahrtsanstalten verknüpft ist. Basel hat kaum einen Bazar oder Blumentag gesehen, bei dem sie nicht an der Leitung beteiligt war. Ihr Organisations-talent führte sie in die Inspektion der Kleinkinderschulen, in die Leitung der Frauenvereine und in den Vorstand der Pestalozzigeellschaft. Die Kleiderversorgung liegt in ihrer Hand, ebenso ein Ferienheim und eine Krippe. Zwei Jahre lang hat sie den Kindern der Sonderklassen in Basel täglich warmes Frühstück gespendet.

Jetzt hat sie das große Schweizer Liebeswerk in unserer Landes-hauptstadt in ihre geschickten Hände genommen. Die Mittelstandsküche, die in der Schüsselstraße entstehen soll, wird ihr Werk sein und tausend Schwereopfer werden täglich dieser klugen und gütigen Frau in stiller Dankbarkeit gedenken.

Hermann Kienzl / Das Liebespaket.

Eine Weihnachtsgeschichte.

In der Zeit des Hasses erfahren die Menschen von einander, wie gut sie sind. Ja, im Haushalt der Natur ist dafür gesorgt, daß die zerstörenden und die aufbauenden Energien sich irgendwie ausgleichen. Wäre es nicht so, die Welt müßte längst von einseitigen bösen Leidenschaften vernichtet sein.

Feindliche Völker. Millionen Franzosen, die Millionen Deutschen den Tod wünschen. Aus Rache und aus Furcht vor Rache. Wehen im Dienst ihres Meisters an dem Hungertuch Deutschlands. „Politik“ — ein Wort für Habicht und Grausamkeit. „Politik“ — ein Wort für das Wimmern hungernder Kinder. „Politik“ — so sollte geschrieben stehen auf ungezählten Leichensteinen; die darunter liegen, sind matt dahingefallen, entkräftet in der Blüte der Jahre, oder sie wurden beraubt um die Ernte langer Lebensmühen oder mußten verbleichen, ehe sie Früchte trugen. Friedhof „Politik!“ Eingekarrt in seine ungeweihte Erde eine reiche Weizenfaat, die auch den Völkern hinter fernen Grenzen sprächen wollte.

Und erfahren doch die Menschen von einander, wie gut sie sind. Die hungernden und sterbenden Deutschen haben ihr Elend nicht ausgehört. Ihre stumme Not nahm das Mitleid auf seine Schwingen. Wohin es schwebte, rund um die Erde, dort traten Männer und Frauen aus ehemals verriegelten Gehäusen und grüßten ehrfurchtsvoll das dunkle Leid. Nicht so die nahen Nachbarn. Ihre Blicke glühten immer noch feberhaft, ihre Mienen verzerrte hysterischer Krampf, ihre Seelen blieben taub. Die anderen aber sprachen: „Dort sind Brüder, dort sind Schwestern, die darben und vergehen.“ Innig scharten sich, dem eigenen Blut zu Hilfe, die Deutschen jenseits des Reiches; doch nah und fern tönten auch in fremden Mutterlauten die einzige Sprache des Menschenherzens.

Es sind nur — es können nur Balsamtropfen sein. Die Spende rettet wenige; die Liebe stärkt alle! Wo ihr Leuchten quillt, erhelbt sich das Dunkel. Not, aus der die Liebe wiedergeboren wurde, war nicht vergebens erlitten!

Völkerkatastrophen sind Menschenkatastrophen. Alles Vergängliche — das Erleben des Einzelnen — ist nur ein Gleichnis.

Bernhard und Yvonne, der Deutsche und die Französin, hatten sich unendlich geliebt. Unendlich geliebt! Und dann kam das Ende.

In Zürich und Genf, auf den Hochschulen des freien, deutschen und romanischen Landes, fand sich ihre frühe Jugend. Kameraden im Kampf für gemeinsames Gut, zu zweien die Blüten des Geistes erblühend! Treuegesellen im trauten Rahn —

„Morgenwind umflügelte
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reisende Frucht.“

Da schmiegen sich einander die Blonde und der Braune und hielten sich schweigend an Händen. Schieden sich ihre

Jugendgefährten in blaue und rote und weiße Landsmannschaften, sie bildeten sich an und lächelten. Zwei Menschen — wo wäre die andere Welt?

Sie hatten sich unendlich geliebt. Dann, geformt und gereift, füllten sie die Schale ihres vereinigten glücklichen Seins.

Einmal wollten sie kurze Wochen bei den Blutsverwandten verbringen — er bei den Seinen im Schwabenland, sie bei der Mutter in der Provence. Länder hatten für ihren Glauben feinen Grenzwall.

Als sie einander ferne waren, brach der Krieg aus. Schwierige Hindernisse legten sich zwischen die Getrennten. Endlich fanden sie sich wieder, in ihrem schönen Jugendlande, in der Schweiz, und da — fanden sie sich nicht mehr. Beide trugen die schwarze Kleidung. Ein Bruder Bernhards und ein Bruder Yvannes waren gefallen.

Sie hatten sich unendlich geliebt. Nun aber, herabgestürzt von ihrer lichten Höhe über Leid und Sader, wurden sie sich der vererbten Triebe ihrer Völker bewußt. Dünste von Mißtrauen und Mißgunst, von Triumph und Demütigung hingen von den Schlachtfeldern auf. Feindschaft blühte, Groll drohte lange nach. Da rissen sie sich von einander los. Wer von ihnen trug die erste Schuld? Sie waren noch jetzt gerecht genug, es nicht zu wissen . . .

Jahre dehnten sich. Einsame Jahre. Der Krieg hatte ausgeblutet, der Friede schlug nicht die Brücke zwischen Bernhard und Yvonne. Doch wenn in stillen Nächten die Welle an das Ufer schlug — ob hier, ob dort — fühlte das Herz Weh und Sehnsucht.

Nach so vielen Nöten brach die härteste über Deutschland herein. Der deutsche Kunstforscher verkaufte das letzte Stück seiner teuren Sammlung, um das Dasein zu fristen. Trug sein Suppentöpfchen zu den öffentlichen Ausstellungen der Heilsarmee. Die fleißige Hand erstarb in der ungeheuren Zimmerluft und verlor den Schreibdienst. Wenn er vor sich hinsahnte, geschah es wohl, daß sich seine Brust krampfte. Seliger Zeit gedachte der Verlassene. Ob Yvonne es ahnte, wie es dem erging, den ihr weicher Arm einst zärtlich umschlungen hat?

Weihnachtswoche. Der Postbote, ein selten gewordener Gast, pochte an Bernhards Tür. Ueberbrachte dem Erstaukten ein — Liebespaket.

Die Handschrift der Adresse . . . ? Gott! Die Schrift! Ausriß er die Hülle. Des Guten in Fülle . . . ! Aber . . . aber hier, hier oben auf ein Lichtbild. Der Zürcher See! Und auf der Rückseite diese Zeilen: „Seit ich weiß, daß du leidest, ist mir jeder Atemzug zur Schuld geworden, meine Torheit zum Verbrechen, meine Sehnsucht unerträglich. Darf ich kommen?“ Stunden vergingen. Dann hatte der Erschütterte die Sammlung gefunden, der Geliebten zu schreiben:

„Haß ist Krankheit. Ich liebe dich.“